Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 12

Artikel: Die Tyrannei der Minderheiten
Autor: Staub, Hans O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163666

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans O. Staub

Die Tyrannei der Minderheiten

Demokratie ist per definitionem Regierung der Mehrheit. Demokratie ist Schutz der Minderheit (und ihrer Rechte) durch die Mehrheit. Demokratie ist Kontrolle des Staates (und seiner Verwaltung, seiner Gerichtsbarkeit) durch die Mehrheit. Oder durch das «Volk», was immer man darunter verstehen will.

Doch heute, in unserem zur Neige gehenden Jahrhundert, klingen solche Definitionen beinahe wie Hohn: Nicht die Mehrheit regiert; Minderheiten aller Art sind zu Trägern der Entscheidungen geworden; Minderheiten beherrschen, tyrannisieren oder terrorisieren die Mehrheit, die selber bloss noch als Konglomerat stets wechselnder Minderheiten erscheint.

In den Nationen des alten Kontinentes treten Minderheiten immer vehementer auf: In Spanien etwa die Basken, die Katalonen, jene Bevölkerungsgruppen, deren Autonomiebestrebungen während des Regimes Franco zu lange unter dem Deckel gehalten wurden und die nun explodieren; in Frankreich Korsen, Bretonen und andere, deren Besonderheiten durch den unheilbaren Pariser Zentralismus immer wieder und wieder erschlagen werden; in Grossbritannien neben der walisischen die schottische Minderheit, deren Eigenständigkeit nicht neu ist, die aber seltsamerweise ausgerechnet dann besonders aktiv zu werden begann, als durch die Entdeckung der Erdölvorkommen in der Nordsee wirtschaftliche Partikularinteressen auf dem Spiel standen; in der Schweiz die Jurassier, die vom Schlagwort der «ethnischen» Zusammengehörigkeit mit Frankreich angesteckt wurden und ihre Autonomie suchten, für die aber selbst die föderalistische Schweiz zu lange die richtige Form und die richtige Art der Behandlung nicht zu finden vermochte.

In der Gesellschaft schlagen ökologiebesessene Minderheiten (oder solche, die unter dem populären Deckmantel des Umweltschutzes agieren) mehr oder weniger nützlichen Lärm: In Frankreich die «écologistes», die freilich nicht um ihrer eigentlich deklarierten Ziele willen selbst Präsidentschaftskandidaten und Präsidenten Sorgen verursachen, sondern weil sie

das ohnehin labile Parteigefüge noch undurchsichtiger machen; in der Bundesrepublik Deutschland die «Grünen», die ebenfalls für die etablierten Politiker schwer fassbar und darum unheimlich sind. Sie stellen ihrerseit ein Konglomerat von Mini-Minderheiten dar, bloss durch ein dünnes Band zweifelhafter Kampfparolen zusammengehalten. Zu ihnen gehören teils wahrhaft idealistische, um die Qualität des Lebens besorgte Leute, von ihren Kritikern als «Schrebergartenphilosophen in bürgerlichem Gewand» apostrophiert, zu ihnen zählen aber auch, wie der deutsche Politiker und Philosoph Carlo Schmid dies nennt, «Sektierer aus Temperament», die «Halbwahrheiten verabsolutieren», zum Beispiel die Lehre vom nützlichen Null-Wachstum. Zu ihnen sind zu rechnen politische Taktiker, die, wie der DDR-Systemkritiker Rudolf Bahro, «über Grün zu Rot», über die sogenannte Umweltbewegung zu einem neo-sozialistischen System gelangen möchten; zu ihnen stossen aber auch subversive Grüppchen, die unter der «grünen» Etikette ihr bisher aussichtsloses Bemühen zur Unterhöhlung jeder staatlichen Autorität fortsetzen und die Demokratie als solche unglaubwürdig zu machen suchen.

Und weiter spriessen Minderheitsbewegungen aller Art aus dem Boden, die für (oder gegen) die Emanzipation der Frau (oder neu: des Mannes), für männliche oder weibliche Homosexuelle, für religiöse Sektierer, für wichtige oder abstruse politische Einzelanliegen, für lokale oder regionale Interessen eintreten. Im wirtschaftlichen Bereich funktionieren kleine Interessengruppen, die die Ökonomie nach ihrem Sinne zu lenken suchen, auf seiten der Arbeitgeber Lobbies, die kraft ihres Kapitals und ihrer finanziellen oder persönlichen Querverbindungen gewisse Sektoren der Industrie und Landwirtschaft im Griff halten, im Lager der Arbeitnehmer (dies besonders in Grossbritannien) Gewerkschaften oder Splittergruppen von Syndikaten, welche die Gesellschaft gerade dadurch tyrannisieren, dass sie zu zahlreich, zu verstreut sind, um einen fassbaren Verhandlungspartner abzugeben.

In der Welt der Intellektuellen beherrscht die Minderheit der meist mit Scheuklappen ausgestatteten «Engagierten» die Szene, engagiert vor allem gegen das «Establishment» – jene Männer und Frauen, die nach einem Wort des französischen Politologen Alfred Grosser oft und schnell dem «Konformismus des Anti-Konformismus» verfallen. In der jungen Generation gibt die meist ultralinke studentische Minderheit vorlaut den Ton an und wird gerne mit der «Jugend» allgemein verwechselt, mit der sie aber wenig zu tun hat. In der britischen Labourbewegung wiederum drängt eine Minderheit der trotzkistischen oder anderweitig zu klassifizierender Ultralinker nach oben und wird zu Unrecht mit der, meist viel gemässigteren, vernünftigeren «Arbeiterpartei» generell gleichgesetzt.

Vorlaut – dies ist das entscheidende Wort: Alle Minderheiten sprechen entweder sehr aberwitzig – oder dann agitieren sie leise, aber eifrig hinter den Kulissen. Sie sind, weil «engagiert», der aktive Teil der Gesellschaft; auf sie ist Rücksicht zu nehmen und wird oft ungerechtfertigt stark Rücksicht genommen. Gerade weil sie schwer fassbar sind, gerade weil sie nicht ins Schema der traditionellen partei- oder wirtschaftspolitischen Strukturen passen, gerade weil ihre Mitglieder oft zugleich ganz verschiedenartigen Gruppen angehören oder nahestehen, haben sie eine fast okkulte Macht: Sie beeinflussen wichtige Entscheidungen oder sabotieren sie. Die «Grünen» der Bundesrepublik etwa kommen aus dem linken und rechten Lager zugleich; ihre Anliegen prägen oder blockieren Entscheidungen von Regierung und Opposition auf dem Gebiete der Nuklearenergie. Die Korsen Frankreichs beeinflussen, positiv oder negativ, die Haltung der gouvernementalen Parteien ebenso wie die der Linken. Und die studentisch-intellektuelle Minderheit, noch schwerer fassbar in ihren Anliegen (sie durchdringt andere Minderheiten als Mini-Minderheit), schüchtert in fast allen Ländern wirtschaftliche oder politische Mächte jeder Herkunft ein.

Sehnsucht nach Überschaubarkeit

Dies übrigens nicht nur in grossen Lebensgemeinschaften, in grossen Staaten, sondern ebensosehr in der kleinen Einheit; in Europa nicht nur in Ländern wie Frankreich, Grossbritannien, der Bundesrepublik, sondern ebensosehr in der Schweiz etwa, in skandinavischen oder in den Benelux-Staaten: Die Flucht in die Minderheit (oder in Minderheiten) ist überall Kennzeichen unseres Jahrzehnts geworden, weil selbst im Dorf (sofern es das echte, europäische «Dorf» neben den immer mehr um sich fressenden Städten und Vorstädten noch gibt) die Dinge zu unüberschaubar geworden sind. Der Mensch hat in der Erkenntnis der Probleme, die er bewältigen sollte, den «roten Faden», hat den Überlick verloren. Alltägliche Redensarten wie «Ich verstehe die Welt nicht mehr», «Qu'est-ce qui va se passer?» sind nicht belangloser Small talk zur Überbrückung von Gesprächslücken, sondern Ausdruck echter Angst vor der Unfähigkeit, Gegenwart und Zukunft in ihrer Gesamtheit, in ihrem Zusammenhang zu bewältigen, sind echtes Unbehagen, durch einen Wust von Problemen überbordet zu werden, deren Zusammenhang man nicht mehr zu erkennen vermag. Misstrauen gegenüber einer Welt stellt sich ein, in der man das Gefühl hat, dass eben die Entscheidungen in fernen, unerreichbaren, unüberwachbaren oder anonymen Sphären gefällt werden.

Ursache und Wirkung vermengen sich hier: Die Minderheiten werden stärker und zahlreicher, weil der Mensch sich unsicher fühlt; und der Mensch fühlt sich unsicher, weil Minderheiten den Lauf der Dinge vernebeln. Denn Flucht in die Minderheit ist für den einzelnen Flucht in das Überschaubare, in die kleine Gemeinschaft, die sich mit wenigen, klar zutage tretenden Lebensfragen zu beschäftigen hat, ist Flucht in die religiöse oder politische «Sekte», die sich auf ein einziges Dogma konzentriert, Flucht in die Interessengruppe, die für fixierte Einzelanliegen sich einsetzt, wie Abtreibung oder Familienplanung, die Einzelsymptome zu bewältigen sucht, die sich allgemein vor der zu vielfältigen Welt schützt, von deren Zusammenhängen man nichts weiss. Oder besser: nichts wissen will. Der engagierte Mensch von heute ist der Mensch der Minderheit, der sich in den Elfenbeinturm seiner Einzelanliegen einschliesst. Wer Nuklearkraftwerke bekämpft (und dem entsprechenden Clan angehört), wünscht von den Problemen der Energieversorgung generell nichts zu hören; wer für baskische Autonomie kämpft (und diese Minderheit vertritt), verschliesst die Augen vor den zentralen Anliegen und Sorgen des spanischen Staates; wer Schottland sagt, kennt Grossbritannien nicht, wer Korsika meint, ist für Paris taub. Wer gegen die «Multinationalen» anrennt, hat kein Sensorium für die Notwendigkeiten übernationaler wirtschaftlicher Bindungen; wer wegen des Lärms nächtliche Linienflüge ablehnt, will nichts hören von den Argumenten jener, die aus wirtschaftlichen Gründen für den internationalen freien Flugverkehr eintreten. Wer einer jener zahllosen Cliquen angehört, die alle möglichen Anliegen der Dritten Welt verfechten, hat meist den Sinn für weltweite Proportionen, das Augenmass für die wirtschaftliche Wirklichkeit des Erdballs verloren.

Darum ist die Zeit der Minderheiten zugleich die Zeit der Intoleranz: Auch wenn die westliche Gesellschaft im allgemeinen, die europäische im besonderen, in ihren Lebensformen liberaler wurde, wenn sie sexuelle Freiheit akzeptiert, wenn sie gesellschaftliche Tabus beseitigt, sich von tausend Regeln lästiger Konventionen befreit, die uns gestern beherrscht haben – die Tendenz wächst, in der politischen, der sozialen, der wirtschaftlichen Diskussion den Standpunkt der «anderen Seite» nicht mehr zu anerkennen, die andere Seite überhaupt nicht mehr zu Worte kommen zu lassen. Das Voltaire zugeschriebene Wort: «Ich gehe nicht mit dem einig, was Sie sagen, aber ich werde für mein Leben um Ihr Recht kämpfen, es zu sagen», gilt nur noch wenig. Dies aus der manifesten Furcht heraus, im ehrlich offenen Gespräch wiederum den Überblick zu verlieren, Zusammenhänge erkennen zu müssen, die man nicht mehr zu meistern meint.

Angst vor der Zukunft hat, zumindest in der Gesellschaft der höher entwickelten Staaten Westeuropas, nicht in erster Linie materielle Gründe,

auch wenn die Jugend sich in zunehmendem Masse um berufliche Perspektiven sorgt. Nicht «Karriere» zu machen freilich ist das Ziel vieler, die sich von der «Meritokratie» ihrer Väter angewidert fühlen. Lebensqualität heisst ihr Schlagwort; «Langeweile», «l'ennui» ist ihr Alltag. Beides führt sie dazu, scheinbar ausgetretene Pfade zu verlassen und sich Minderheitsgruppen aller Art, besonders im Bereich des Umweltschutzes, der Pop-Musik, der sexuellen und gesellschaftlichen «Befreiung» anzuschliessen, stets auf der Suche nach neuen Leitlinien, die sie nicht finden können und die ihnen die ältere Generation nicht zu geben vermag.

Hier liegt der tiefere Grund der Unsicherheit unserer westlichen Gesellschaft, ihrer Unfähigkeit, die Zusammenhänge zu sehen, zu meistern, ihres Hangs, sich auf das Kleine, Überschaubare zurückzuziehen: Religionen sind ebenso fragwürdig geworden wie Ersatzreligionen, politische Ideale und Doktrine erweisen sich als verwaschen, was das 19. und beginnende 20. Jahrhundert im öffentlichen oder gesellschaftlichen Leben verwirklichte, bewährt sich nur noch bedingt in den siebziger und achtziger Jahren.

Die Religion zunächst: Ein Katholizismus, der mit den Forderungen der modernen Zeit nicht mehr zuwege kommt, der die Probleme der Geburtenkontrolle, der Priesterehe, der Frauen im geistlichen Amt nicht bewältigt, der allen Ernstes über dem Mariendogma rätselt wie früher Theologen über das Geschlecht der Engel, der unter einem in osteuropäischer Gläubigkeit erstarrten Papst offensichtlich die vordringlichen, sozialen Anliegen des Westens nur bedingt, das Phänomen der Dritten Welt überhaupt nicht versteht – ein solcher Katholizismus muss die nach Halt suchenden Menschen desorientieren, muss die Denkenden unter ihnen jenen «Minderheiten» in die Arme treiben, die entweder (wie die Anhänger des Schweizer, in Tübingen lehrenden Theologen Hans Küng) reformatorisch-protestantische Züge aufweisen oder im Gegenteil (wie die Gruppe um Bischof Marcel Lefebvre) zu reaktionärem Fundamentalismus zurückkehren (wobei beide Gruppen, wohlgemerkt, ihrerseits Minderheiten bleiben; hinter der Bewegung eines Hans Küng eine Massenflucht aus der offiziellen Kirche zu vermuten, wäre ein Fehlschluss fatalster Art).

Und ein Protestantismus, dessen Tempel sich immer mehr leeren, weil seine Gottesdienste in konventionellem Gestammel, fern der täglichen Wirklichkeit, sich erschöpfen, weil seine Pastoren oder Pfarrer sich zwischen Sozialhelfertum und Predigerfunktion nicht zu entscheiden wissen, kann ebensowenig Leitlinie sein: Die Flucht in die Minderheitenkirche ist die Folge, in «Sekten», in halbkirchliche Jugendvereinigungen, in «Kommunen», in Gruppen, die das Gemeinschaftserlebnis der früheren Kirchen durch andere Formen des «Bekennens» oder durch «Gruppentherapien» aller Art ersetzen.

«Nation» im Zwielicht

Ersatzreligionen haben, in der Alten Welt zumindest, ebenso ihre Anziehungskraft eingebüsst. Was ist zum Beispiel heute noch der Begriff «Nation» oder «Vaterland»? Die Bewohner des westeuropäischen «Kernlandes», die Deutschen, haben heute weder Nation noch Vaterland; Deutschland ist ein gespaltenes Gebilde, das ohnehin in der Geschichte zu spät zur «Nation» gestempelt wurde, um je wahrhaft Nation zu werden, und das heute und wohl auch morgen nicht mehr Nation sein kann. «Vaterland – was wird uns dieses Wort geben», fragt der deutsche Politiker und Rechtsgelehrte Carlo Schmid, «wenn es nur den traditionellen Wohnort der Menschen gleicher Sprache, gleicher Sitten und Traditionen bedeutet? Und nicht als Heimaterde und Atemluft begriffen wird, in denen Grösse zu wachsen vermag? Nation – begreift man dieses Wort nur im Sinne der Nachwirkung dieses Glanzes spektakulärer Ereignisse der Vergangenheit, wird es uns nicht viel bringen . . .»

Zwar setzt sich in den übrigen Ländern der Alten Welt der Trend zum Nationalismus wieder stärker durch: «Die Nation, das existiert . . . Das sind keine Einheiten, die einfach so verschwinden können; sie zu verschmelzen kommt gar nicht in Frage», deklamierte General de Gaulle und gab damit einem Trend Anstoss (oder folgte einem Trend), der seine Jahre und die Jahre nach ihm kennzeichnen sollte. Aber es war eine ausgehöhlte Ideologie, die hier wieder nach oben zu schwimmen schien. Und war höchstens eine Reaktion auf zwei Phänomene unserer Zeit: Reaktion auf die Bedrohung der «Nationen» und Nationalitäten durch die gewaltigen Wogen fremdländischer Arbeitskräfte, welche gerade hochentwickelte Länder Westeuropas überschwemmten. Eine Schweiz, von deren 6 Millionen Einwohnern eine volle Million italienischen, spanischen, griechischen Ursprungs ist, eine Bundesrepublik, in deren Industriestädten ganze Quartiere sich zu geschlossenen, in sich abkapselnden fremden Gemeinschaften wandelten (Berlin als eine der grössten «türkischen» Städte der Welt!): Das musste an die Wurzel «vaterländischer» oder «nationaler» Emotionen appellieren. Reaktion schliesslich auf die tiefe Frustration, welche die Enttäuschung mit dem Supranationalismus hinterlassen: «Europa» war noch in den fünfziger Jahren ein begeisterungsfähiges Ideal gewesen; ein europäisches Lebens- und Gemeinschaftsgefühl schien damals zu keimen. Inzwischen aber ist Europa ein Apparat seelenloser Technologen geworden, der dem bösen Worte de Gaulles von den «Apatriden» halbwegs recht gibt – ein Organismus, der (richtiger- und nötigerweise) die Mengen des in der Alten Welt zu produzierenden Schweinefleischs berechnet oder (nach einem Scherzwort) «Normen für die Löcher im Käse» fest-

setzt, der politischer Einbildungskraft aber keinerlei Befruchtung mehr zu geben vermag. Die Wahl des europäischen Parlamentes 1979 und dessen erste Aktivitäten vermochten an dieser Entwicklung wenig zu ändern, ja waren bloss Ausdruck des desolaten Zustandes aller europäischen Ideen. Zu sehr ist diese Körperschaft bloss noch Spiegelbild interner nationaler oder parteipolitischer Auseinandersetzungen, als dass sie irgend jemanden zu weiter ausholenden Ideen inspirieren könnte.

Ernüchternde übernationale Experimente, ausgehöhlte nationale Ideale – die Folge musste fast unvermeidlich auch hier der Rückzug oder Rückfall in die kleinere Gemeinschaft sein, in die Folklore lokaler oder regionaler Besonderheiten, Dialekte, Tradition. Dass in gewissen Staaten heimatliche Idiome (so etwa das Schweizerdeutsch oder das Romanische in der Schweiz, das Bretonische in der Bretagne) bis zum Exzess gepflegt und gefördert werden, dass rustikaler Lebensstil immer mehr durchdringt, dass architektonisch und soziologisch der Versuch unternommen wird, selbst in Städten künstliche Dorfgemeinschaften aufzubauen (die in der Praxis meist nur schlecht funktionieren), ist kein Zufall: Das Bedürfnis, sich wieder in überschaubaren Kreisen zu bewegen, zusammen- und zurechtzufinden, bleibt gross.

Wenn nun aber Nation oder Vaterland als Leitideen ausgedient haben, so waren auch andere Ersatzreligionen ebenso schwer zu finden. Dass der Kommunismus zum grössten praktischen Fehlschlag des Jahrhunderts gehört, ist nur noch jener Minderheit nicht klar, die sich in der Verzweiflung über fehlende andere Ideale, im Abscheu vor den Auswüchsen einer kapitalistischen Gesellschaft an die marxistische Lebenslüge zu klammern sucht. Und selbst der Ersatz für Ersatzreligionen hat sich als Illusion erwiesen: Der «Kommunismus mit menschlichem Antlitz», wie ihn der Prager Frühling versuchte, wurde im August 1968 von sowjetischen Panzern überfahren, war aber auch von Anfang an eine Totgeburt, weil er einen Widerspruch in sich selbst darstellte. Das «sozialistische» Experiment eines Tito hat Schiffbruch erlitten, und der sogenannte «Eurokommunismus», der die Synthese zwischen marxistischer Doktrin und den faktischen Zwängen des westeuropäischen Kapitalismus hätte herstellen sollen, grosse Hoffnung mancher linken Idealisten der siebziger Jahre, verschied im zartesten Kindesalter. Er starb einen dreifachen Tod: Er erstickte am Bemühen, Unvereinbares zu vereinen; er wurde durch die Wiederkehr des Kalten Krieges in Europa erschlagen; und schliesslich gab ihm die Feigheit gewisser Kommunisten den Rest, die den Mut zur Eigenständigkeit, zu eigenem Denken nicht aufbrachten, weil sie einesteils in lächerlicher Angst vor dem «grossen Bruder» in Moskau lebten, andernteils in der Furcht erstarrten, des «Revisionismus» verdächtigt, von Konkurrenten aus den

eigenen Reihen «links» überholt zu werden. Im übrigen krankte der Eurokommunismus ohnehin an einer falschen Definition: Es konnte ihn zwar als Ideal geben, nie aber als eine den ganzen Kontinent überspannende Wirklichkeit. Höchstens «Nationalkommunismen» westlicher, das heisst italienischer, französischer, spanischer, portugiesischer Prägung waren möglich, mehr oder weniger unabhängig von Moskaus Diktat, alle aber gründlich wesensverschieden und so zersplittert, dass auch sie keine erhebende Ersatzreligion zu vermitteln vermochten, sondern ihrerseits bloss Minderheiten in der Internationale verkörperten.

Was bleibt an politischen Idealen und Ideologien, die dem desorientierten Zeitgenossen Halt bieten könnten? Der Sozialismus in seiner «sozialdemokratischen» Form ist längst zu sehr eine dem Pragmatismus erlegene politische Lebensform, ist zu sehr realistischer Kompromiss mit einem aufgeklärten Liberalismus, als dass er begeisternde neue Leitlinie sein könnte. Der Liberalismus seinerseits existiert in reiner Form nur noch in verstaubten Lehrbüchern; im Alltag ist er durch (nötige und richtige) Konzessionen an den Dirigismus ebenso ein Bastard geworden wie der Sozialismus, kaum mehr fähig, hinzureissen. Die entsprechenden politischen Parteien, zwar noch fast überall Träger der politischen Macht in den westeuropäischen Staaten, halten darum mehr als Interessengemeinschaften denn als Ideenträger zusammen – Konglomerate, in denen sich wiederum Minderheiten aller Art begegnen.

Und nicht einmal in diesen «Interessengemeinschaften» findet sich der Westeuropäer ausreichend repräsentiert. Schon die Körperschaft einer nationalen Partei scheint ihm heute zu unüberschaubar zu sein, vor allem in jenen Ländern, die ihre Parlamentswahlen mit dem Proportionalsystem (oder in einer Mischform mit dem Mehrheitssystem) durchführen: der Wähler kennt den zu Wählenden kaum mehr, sondern stochert gegenüber einem anonymen Apparat im Nebel. Er wählt eine Liste mit Namen, die ihm mehr oder weniger unbekannt sind, woran auch der verzweifelte Versuch massgebender Politiker, sich über elektronische Massenmedien mehr «Gesicht» zu verschaffen, nicht viel zu ändern vermag. Das Volk und sein Repräsentant stehen sich ferne; das Vertrauen in den Parlamentarier und seine Entscheidungskraft ist darum gering.

Von Selbsthilfe zu Macht

Deshalb auch hier wieder die Flucht in die Minderheit, in kleine Gruppen, die irgendwelche Interessen vertreten, in die «Bürgerinitiativen» der Bundesrepublik etwa: In ihnen greifen kleine ausserparlamentarische For-

mationen – mehr oder weniger spontan zusammengewürfelte Vereinigungen – zur Selbsthilfe, versuchen, das Schicksal ihrer allernächsten Umgebung an die Hand zu nehmen und dann die Politik des ganzen Landes zu beeinflussen, zu tyrannisieren. Zahllos sind im nördlichen Europa insbesondere die Beispiele jener Anti-Atomgruppen, jener Gegner von Kernkraftwerken, die sich lokal oder regional formieren und die die Energiepolitik ihrer Staaten entscheidend beeinflussen. Zahllos sind die Exempel anderer, agitierender Minderheiten, die ausserhalb der «Mehrheit», ausserhalb der vom Volk gewählten Parlamentsmajorität, allein dank ihrer eigensinnigen, folgerichtigen Konzentration auf ein einziges Anliegen, ihrer Nation ihren Willen aufzuzwingen, in wesentlichsten Fragen des gesellschaftlichen Lebens, der sexuellen Freiheit, der Geburtenkontrolle, der Gleichberechtigung der Frau und vielem anderen mehr. Ob zum guten oder zum schlechten, sei hier nicht diskutiert; wesentlich bleibt in diesem Zusammenhang der dominierende Einfluss agitierender Minderheiten.

Zahllos sind aber auch im südlichen Europa, in Frankreich, in Spanien insbesondere, jene regionalen Minderheiten, die ihre Anliegen mit den Mitteln der Einschüchterung, der Erpressung, des Terrors ausserhalb der parlamentarischen Repräsentation (und vielfach ausserhalb der Legalität) durchzusetzen suchen, den Staat verunsichern, die demokratische Ordnung in Bahnen zu lenken drohen, die ihre Hüter im Grunde gar nicht beschreiten wollen und dürfen. Der mit blutigsten Mitteln agitierende baskische Terror in Spanien verleitet Madrid zu autoritären Reaktionen, die den eben von seiner faschistischen Vergangenheit genesenden Staat mit schweren Rückfällen bedrohen; die gewalttätigen Mini-Rebellionen der Korsen auf ihrer Insel und im französischen Mutterland schwemmen in Paris jene Gelüste nach einem Polizeistaat an die Oberfläche, denen dieses Land in jeder Krisensituation ohnehin nur zu gerne erliegt. Der unerhörte (und unerhört intelligent in Szene gesetzte) Terror der Baader-Meinhof-Bande und ihrer Nachfolgegruppen stellte in gewissen Phasen der neuesten westdeutschen Geschichte eine echte Gefährdung der jungen Demokratie dar, weil der Ruf nach Anwendung undemokratischer Mittel gegen undemokratische Gegner fast übermächtig wurde.

Der Mangel an mitreissenden, von den breiten Massen allgemein anerkannten politischen Ideologien findet seine Parallele im Fehlen politischer Führungskräfte. General de Gaulle war wohl im modernen Europa der letzte wahre Renaissance-Führer mit charismatischer Ausstrahlung; die übrigen Staatsmänner sind nur noch Symptome für die radikale Wandlung der politischen Leadership unserer Zeit: Das «animal politique» existiert in seiner Urform kaum mehr, und jene, die vorübergehend eine zahlreiche Anhängerschaft um sich scharen, sind entweder Vertreter materieller Inter-

essen (oder materiellen Missmuts) vom Schlage eines Pierre Poujade in Frankreich, eines Mogens Glistrup in Dänemark – oder dann Pragmatiker wie Helmut Schmidt, die die Politik von Tag zu Tag meistern und deshalb akzepiert werden.

Regieren sei im Begriffe, «ein uncharismatischer Beruf von niedrigem moralischen Standard» zu werden, schreiben Hermann Kahn, William Brown und Leon Martel in ihrer vom Hudson-Institut herausgegebenen Studie «The Next 200 Years» und geben mit diesem Urteil eine Antwort auf die Frage, warum der Zeitgenosse sein Vertrauen in politische Führer verloren hat, warum er sich auf überschaubare Kirchturmpolitik zurückzieht, die er noch halbwegs versteht.

Auch die existierenden politischen Institutionen und Strukturen erfüllen den einzelnen bloss mit Verwirrung, stürzen ihn in Ratlosigkeit, weil – so scheint es dem einfachen Mann – keine sich in der modernen Zeit als wahrhaft praktikabel, als «vertrauenswürdig» erwiesen hat. Zentralismus oder Föderalismus als mögliche Spielformen, parlamentarische, präsidiale oder direkte Demokratie: Europa hat alles durchexerziert, der Europäer seine resignierten Erfahrungen mit allem gemacht. Aus der Furcht, von anonymen, unüberschaubaren Mächten beherrscht zu werden, erlöst ihn keines der Systeme. Der totale Zentralismus etwa: Frankreich hat sich ihm verschrieben und in ihm, mit ihm versagt. Er ist eine der Hauptursachen nicht nur für den Niedergang der «grandeur» dieses Landes, sondern auch für die stetig schwelende Unruhe seiner ethnischen Minderheiten. Der totale Föderalismus: Die Schweiz ist ihr Bannerträger – und im Begriff, in einer der schwersten Bewährungsproben der komplizierten, modernen Zeit zu versagen. Die Autonomie der kleinen Lebensgemeinschaft, der Gemeinden, der Kantone, theoretisch Ideal jedes freiheitsliebenden Menschen, versagt immer deutlicher vor der modernen wirtschaftlichen Wirklichkeit, die nationale oder übernationale Regelungen erfordert. Versagt aber auch in einer Gesellschaft, die mobiler denn je geworden ist und deren Glieder kaum mehr im Dorf, im Kanton, im Distrikt irgendwie sich verwurzelt fühlen.

Die parlamentarische Demokratie ihrerseits hat ihre Tücken in der Dritten und Vierten Republik Frankreichs bewiesen und zeigt heute ihre Fragwürdigkeit unter anderem in Grossbritannien, wiederum der erwähnten Gründe wegen: Die gewählte «Repräsentation» entspricht nur noch bedingt der Realität; ihre Glaubwürdigkeit ist für den Wähler zweifelhaft geworden; die wahren Entscheidungen fallen ausserhalb des Parlamentes, fallen in Komitees und Kommissionen hinter den Kulissen, in allmächtig gewordenen Gewerkschaften, in lokalen, regionalen oder wirtschaftlichen Gremien. Dass die Fraktionen parlamentarischer Versammlungen Tummel-

platz von Interessengruppen, von Lobbyisten sind, von Minderheiten also, die sich in stets wechselnden, schwer zu überschauenden Koalitionen zusammenfinden oder befehden, ist auch in Europa kein Geheimnis mehr. Hier genau agieren ja jene dunklen, anonymen Mächte, die dem Menschen unserer Tage die Ahnung einflössen, entmündigt zu sein, und die ihn veranlassen, sich auf überschaubare Gemeinschaften, eben in kleine Gruppen, auf Einzelprobleme zurückzuziehen.

Die präsidiale Demokratie in Frankreich wiederum, seit General de Gaulle praktiziert, ist gleichermassen fragwürdig: die eigentlichen Zentren der Macht sind für den Bürger noch undurchsichtiger als anderswo: Der Staat kennt neben einem machtlosen Parlament zwei Regierungen, das offiziell als solches bezeichnete «Gouvernement» und dann die durch die Kabinette des Präsidenten gebildete Nebenregierung, die sich gewisse «domaines réservés» als Alleintummelplatz vorbehält – welche, hängt freilich von der jeweiligen aktuellen Situation, von den jeweiligen Vorlieben des jeweiligen Präsidenten ab.

Die direkte Demokratie schliesslich, auch Referendumsdemokratie genannt, zeigt ebenfalls immer mehr ihre fragwürdigen Seiten: Der Stimmbürger, durch die zahllosen, komplexen modernen Probleme überfordert, denen er mehrere Male im Jahr sein Ja oder Nein geben sollte, wendet sich entweder von der Politik ab oder trifft in Unkenntnis der Sachlage emotionale Entscheide, die ans Absurde grenzen können. Beispiel: Die Entscheidung des Schweizer Stimmbürgers, als einziges Land Europas (6 Millionen innerhalb 220 Millionen) 1980 auf die Einführung der Sommerzeit zu verzichten und damit eine Insel mit einer Differenz von einer Stunde gegenüber dem ganzen Kontinent zu bleiben – Resultat der Agitation einer landwirtschaftlichen Minderheit, die glaubte, ihre Kühe nicht an neue Melkzeiten gewöhnen zu können . . .

Der Widerspruch scheint vollständig: In der direkten Demokratie mit ihren Mitteln der Volksinitiative und des Referendums, mit einem direkten Recht zur Mitsprache, sollte der einzelne eigentlich sich geborgen und als mündiger Bürger behandelt fühlen, sollte der Wille der Mehrheit wirklich respektiert werden, sollte die Tyrannei der Minderheiten am wenigsten spürbar sein. Die Erfahrung hat aber gezeigt, dass auch (und gerade hier) die agitierende, aktive und demagogische Minderheit ihre beherrschende Rolle zu spielen vermag. Sie kann das «gesunde Volksempfinden» entscheidend beeinflussen, weil zum ersten der «Mann der Strasse» für das «einfache» Argument empfänglicher ist als für komplizierte, differenzierte Zusammenhänge. Und weil zum zweiten das Herz des Durchschnittsbürgers von Natur aus für den Benachteiligten, lies: die Minderheit, schlägt. Ganz abgesehen davon, dass die direkte, die Referendumsdemo-

kratie mit ihren vielen Urnengängen der agitierenden, aktiven Minderheit immer wieder Gelegenheit gibt, ihre Anhänger zu mobilisieren, während die «Mehrheit», gleichgültig, resigniert oder ermüdet, am entscheidenden Abstimmungstag zu Hause bleibt.

Trügerische Transparenz

Das Gefühl der Ohnmacht, das der Bürger in der modernen Gesellschaft empfindet und das ihn in überschaubare Minderheiten treibt, kann durch die angebliche Popularisierung der Politik in den elektronischen Massenmedien kaum beseitigt oder auch nur gemildert werden. Diese Popularisierung gibt nicht wahre, sondern bloss trügerische Transparenz. Das Fernsehen und in geringerem Masse der Rundfunk verzerren die Wirklichkeit; ausgerechnet der «interessante» Aussenseiter, die agitierende und somit bildschirmwirksame Minderheit erhält übermässiges Gewicht. Probleme, die einzelne, wenige bewegen, stehlen die Schau; Probleme mit denen sich die Menschen allgemein herumschlagen, die unspektakulären, die peinlichen, die unangenehmen, die langweiligen, bleiben im Schatten. Emanzen und «Gay People», Lesbierinnen und Transvestiten (auch politische!), die schockieren und schockieren wollen, beherrschen, obwohl zahlenmässig unbedeutend, das Show business der Television, während die echten Krisen der Gesellschaft, der Jugend, der Teens und Twens in unserer Zeit, die sich nur schwer artikulieren und darstellen lassen, in Randstunden verbannt werden. Ultralinke oder ultrarechte Splittergruppen, die mit Worten und Geschossen in der Welt herumballern, dominieren die bildersüchtigen, elektronischen Informationsmedien, während der eintönige politische Alltag der «Mehrheit» ein unbeachtetes Dasein fristet. Gerade im modernen Massenmedium triumphiert das Aussergewöhnliche, die Minderheit.

Der moderne Intellektuelle besitzt an dieser Entwicklung sein gerütteltes Mass an Schuld. Er gehört, so stellt der Report des Hudson-Institutes sehr richtig fest, heute einer Massenbewegung der «Wissens-Industrie» an; sein Niveau sinkt, angelesene Bildung und Halbbildung ersetzen persönliche Erfahrung. Er muss darum sich immer mehr selber beweisen, indem er sich zum geistigen Snob macht, der grundsätzlich das Ausgefallene prämiert, das Normale verachtet, den Einzelhuster jeder Minderheit, wie unwichtig er auch sein möge, verhimmelt, den Dauerkatarrh der «Mehrheit» aber nicht zur Kenntnis nehmen will. Gewiss gehört es zu den vornehmsten Aufgaben der Intelligenzia, Avantgarden zu fördern, selbst Avantgarde, also selbst Minderheit zu sein. Wenn aber, wie nur zu häufig im heutigen Europa, solcher Ehrgeiz sich zur Kunst um der Kunst, zur Originalität um der Originalität willen, entwickelt, wenn das Ausgefallene

nur hochgejubelt wird, weil es ausgefallen ist, wenn der Theater-, Literatur- oder Filmkritiker das abseitige Werk nur lobt, weil es gegen den Strom schwimmt, wenn die Koryphäen des Geistes das Extraordinäre bloss bestaunen, weil sie sich selber bestätigen müssen und weil sie Angst haben, von 200 ihrer Berufskollegen als Banausen belächelt zu werden, wenn die Intelligenz also dergestalt an den wahren Problemen des Lebens vorbeigeht, so wird ihre intellektuelle Herrschaft zur unerträglichen, ungerechtfertigten Tyrannei einer unberufenen Minderheit. Und ist nicht mehr, wie es sein sollte, Wegweiser einer auserwählten Elite. Europäischer Kulturbetrieb bewegt sich heute zu einem guten Teil auf diesem Niveau. Der Trend, den sie als bestimmend ausgibt, kann nur noch selten massgebend für den Durchschnittsmenschen unserer Zeit sein. Er ist bestenfalls die Quersumme selbstgefälliger Urteile kleiner Minderheiten, gewachsen in unzähligen Treibhäusern intellektuellen Hochmutes.

Auch hier fehlen generelle Leitlinien, fehlen allgemein gültige Massstäbe. Die grosse Ratlosigkeit jener, die den «roten Faden» nicht mehr finden, Zusammenhänge nicht mehr zu erfassen vermögen, der Rückzug in die «Sekte», in das überschaubare Problem, die Weigerung, neben dem eigenen Standpunkt den der Gegenseite zumindest als diskussionswürdig anzuerkennen, ist im Milieu des Intellektuellen ebenso deutlich, wenn nicht noch krasser erkennbar, als in der Umgebung des Durchschnittsbürgers. Wenn die wenigen übrig gebliebenen, noch schöpferischen Figuren der europäischen Kultur deutscher Sprache sich kaum zu mehr als punktuellen Essays aufzuraffen wissen, wenn die moderne französische Kulturszene vor Leere gähnt, wenn ein guter Teil der jungen Intelligenz, ja einer ganzen Generation die banalen Gemeinplätze eines Mao tse tung als tiefsinnige Erkenntnisse einschlürft, so hat das nicht unbedingt mit Dekadenz, sondern eher mit dem Verlust der allgemeinen Orientierung, mit dem Rückzug eben auf Einzel- und Minderheitsdogmen zu tun.

Je kleiner aber die Minderheiten, je enger begrenzt ihre Anliegen sind, desto herrschsüchtiger werden sie. Tyrannei der Minderheiten? Hier liegt allgemein die Gefahr: Dass das politische und gesellschaftliche Leben in Anarchie zerfällt, und zwar in einer Zeit, die sich eigentlich doch rühmt, perfekte nationale, übernationale, parteipolitische oder überparteiliche Lenkungsmechanismen zu besitzen. Dass kleine Gruppen eine hilflose Mehrheit terrorisieren, dass abstruse Aussenseiter sich durchsetzen, dass emotionale Meinungen die Vernunft überwältigen, dass eben die Intoleranz dominiert, liberale Nachsicht untergeht. Und dass allgemein gesellschaftliches, kulturelles, politisches Leben geordneter Überwachung durch den einzelnen, durch die Öffentlichkeit entgleiten; dass Demokratie undemokratisch, weil unkontrollierbar und unkontrolliert, wird.

Tyrannei der Minderheit? Eine positive Seite, und nicht die geringste, ist ihr zu Buch zu schreiben. Weil Leitlinien und Ideologien fehlen, weil weder Parteien noch grosse Gruppen, weder Einzelindividuen noch Kollektive irgendwelcher Art sich führend auszeichnen, gewinnen auf der einen Seite Verantwortung und Initiative des einzelnen wieder an Gewicht. Auf der anderen Seite haben Minderheiten mit ihrer Tyrannei bereits heilsame Reaktionen ausgelöst: Bewegungen (oder Individuen) beginnen sich nicht nur gegen die Bevormundung des Bürgers durch den Staat, durch die Wirtschaft, sondern auch gegen die Tyrannei durch kleine und kleinste Gruppen zur Wehr zu setzen, gegen die «Verbote, welche Minderheiten zum Schutze ihrer Partikularinteressen errichten wollen. Denn dies ist ja auch ein Grundzeichen der Minderheiten: Dass sie wenig wegweisend Schöpferisches bieten, sondern die Landschaft unseres Lebens hauptsächlich mit Gartenzäunen und Schutzwällen zu garnieren suchen.

Der Rückzug auf Einzelprobleme und Partikularismen ist eines, die Besinnung auf die Verantwortung des Einzelnen, des Individuums, ein anderes. Sein Schicksal selber in die Hand nehmen, kann Egoismus, Herrschaft von Lobbies, kann eigensüchtige Tyrannei der Minderheit bedeuten, aber auch Wiedererwachen neuer individueller Potenz, persönlicher Einbildungs- und Schaffenskraft. Eine Bürgerinitiative in der Betonwüste einer bundesdeutschen Stadt, die sich, der «Raison» von Städteplanern und Finanzmanagern zum Trotz, einige alte Alleebäume irgendwo erhalten will, hat mit der engen und scheinbaren «Unvernunft» ihrer Zielsetzung manch Beklemmendes, aber auch viel Ermutigendes. Ähnlich wie das scheinbar verzweifelte Bemühen weniger Bewohner des New-Yorker Stadtteils Bronx, gegen Wind und Wetter, gegen Brandstiftung und Böswilligkeit, gegen die Schwerfälligkeit der Administration ihre Häuser, ihr Quartier vor der letzten Verheerung zu retten . . .

Die Gefahr bleibt, dass solche Gruppen, die Freiheit, Lebensqualität, Verantwortungsbewusstsein des Individuums zu retten suchen, ihrerseits zu tyrannischen, egoistischen Minderheiten werden. Aber die Chance besteht ebenso, dass die Menschen hier für einmal die alte Forderung begriffen haben, weniger zu fragen, was andere für sie, als was sie für sich selbst tun können.